

CARLOS MARÍA DOMÍNGUEZ | Das Papierhaus

Zum Buch

Die Literaturdozentin Bluma Lennon kauft in London eine Ausgabe der Gedichte von Emily Dickinson und wird bereits an der nächsten Straßenecke, lesend, von einem Auto überfahren. Der Erzähler erhält wenige Tage nach ihrer Beerdigung ein an Bluma adressiertes Exemplar von Joseph Conrads Roman »Schattenlinie«. Die Blattränder der Ausgabe sind voller Zementpartikel. Es gibt kein Schreiben, das die Herkunft des Buches oder den Zweck der Sendung erklärt, nur eine Widmung im Innenteil von Bluma für einen gewissen Carlos. Der Erzähler forscht in Blumas Unterlagen und stößt bald auf den Namen Carlos Brauer. Es heißt, Brauer lebe in einem kleinen Dorf am Atlantischen Ozean. Seine Suche führt den Erzähler nach Buenos Aires zu dem großen Bücherfreund Delgado. Dieser schildert Brauer als mysteriösen Menschen, der sein Haus zu einem Bücherrefugium umgestaltet und alle Bücher katalogisiert hätte. Nachdem ein Feuer den Katalog vernichtet hat, sei Brauer mit seinen Büchern ans Meer geflüchtet ...

Pressestimmen

»Eine kleine Geschichte über die Leidenschaft für Bücher.«

Elke Heidenreich

»Lesen Sie den Mini-Wälzer ›Das Papierhaus!‹ *Brigitte*

»Domínguez ist ein literarisches Kleinod über die Magie von Büchern gelungen. Eine Erzählung voller Melancholie, Tragik und Poesie.«

Lesen & Leute

»Ein ganz großer Wurf. Brillant versteht es C. M. Domínguez mit dem nötigen Quentchen Humor, wunderbar unterhaltsam und dennoch absolut tiefgründig vom Parallelkosmos Buch zu erzählen.«

Fränkische Landeszeitung

»Eine kleine, bibliophile Kostbarkeit.« *Dresdner Neue Nachrichten*

Zum Autor

Carlos María Domínguez wurde 1955 in Buenos Aires geboren und lebt heute in Montevideo, wo er als Journalist, Literaturkritiker und Schriftsteller arbeitet. Seine Erzählung *Das Papierhaus* wurde in Uruguay mit dem »Premio Lolita Rubial« ausgezeichnet, von der Darmstädter Jury zum »Buch des Monats« gekürt und von der Jury der jungen Leser mit einem Sonderpreis prämiert.

CARLOS MARÍA DOMÍNGUEZ

Das Papierhaus

Erzählung

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller

Diana Verlag

Taschenbucherstausgabe 02/2006

Originaltitel | La casa de papel

© Carlos María Domínguez, 2004

© für die deutsche Ausgabe: Eichborn AG, Frankfurt am Main, Juli 2004

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration | Christiane Hahn

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München–Zürich, Teresa Mutzenbach

Karte | Cosima Schneider

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-35116-9

ISBN-13: 978-3-453-35116-5

<http://www.diana-verlag.de>

*Im Andenken
an den großen Joseph*

1

Im Frühjahr 1998 kaufte Bluma Lennon in einer Buchhandlung von Soho eine alte Ausgabe der *Gedichte* von Emily Dickinson und wurde an der ersten Straßenecke, als sie gerade beim zweiten Gedicht angelangt war, von einem Auto überfahren.

Bücher verändern das Schicksal der Menschen. So mancher hat *Der Tiger von Malaysia* gelesen und ist an einer fernen Universität Dozent für Literatur geworden. *Siddhartha* hat Zehntausende Jugendliche zum Hinduismus geführt, Hemingway hat sie zu Sportlern gemacht, Dumas hat das Leben Tausender Frauen auf den Kopf gestellt, und nicht wenige sind durch ein Kochbuch vor dem Selbstmord bewahrt worden. Bluma war ihr Opfer.

Aber nicht nur sie. Der Professor für klassische Philologie, Leonard Wood, wurde auf seine alten Tage halbseitig gelähmt, weil in seiner Bibliothek fünf Bände der *Encyclopedia Britannica* ihren Platz verließen und ihm auf den Kopf fielen; mein Freund Richard hat sich das Bein gebrochen, als er versuchte, *Absalom, Absalom* von William Faulkner

aus einer Ecke zu angeln, wo es so ungünstig stand, daß er von der Leiter fiel. Ein anderer Freund aus Buenos Aires hat sich in den Kellern eines öffentlichen Archivs die Tuberkulose geholt, und ich habe mal einen chilenischen Hund gekannt, der sich an den *Brüdern Karamasow* den Magen verdarb und gestorben ist, nachdem er es an einem wütenden Nachmittag komplett verschlungen hat.

Jedes Mal, wenn meine Großmutter mich beim Lesen im Bett erwischte, ermahnte sie mich: »Das solltest du lassen, weißt du denn nicht, wie gefährlich Bücher sind?« Ich habe viele Jahre an ihre Unwissenheit geglaubt, aber die Zeit hat der Vernunft meiner deutschen Großmutter doch Recht gegeben.

Blumas Beerdigung versammelte zahlreiche Größen der Universität Cambridge. Der Universitätsdozent Robert Laurel hielt im Trauergottesdienst eine gloriose Abschiedsrede, die wegen Blumas akademischer Verdienste anschließend als Faszikel publiziert wurde. Darin betonte er ihre brillante Universitätslaufbahn, ihre fünfundvierzig Lebensjahre voller Sensibilität und Intelligenz und ihren maßgeblichen Beitrag zur Erforschung der angelsächsischen Spuren in der lateinamerikanischen Literatur. Seine Ansprache gipfelte indes in dem umstrittenen Satz: »Bluma hat ihr Leben der Literatur geweiht, ohne sich

vorzustellen, daß sie durch diese ums Leben kommen würde.«

Wer ihm vorwarf, den schönen Text durch einen »plumpen Euphemismus« verdorben zu haben, provozierte die erbitterte Gegenwehr von Laurels Anhängern. Einige Tage später hörte ich zum Beispiel John Bernon im Haus meiner Freundin Anny zu einer Gruppe von Laurels Schülern sagen:

»Ein Auto hat sie getötet. Nicht das Gedicht.«

»Alles eine Frage der Darstellung«, argumentierten darauf zwei junge Männer und ein jüdisches Mädchen, das ihre Wortführerin war. »Jeder hat das Recht, die Sache so darzustellen, wie er will.«

»Und schlechte Literatur zu machen. Na schön«, gab der Alte mit einer gespielten Versöhnlichkeit zurück, die ihm auf dem Campus den Ruf eines Zynikers eingebracht hatte, aber ihm war die Aufregung vor den Bewerbungsgesprächen der Postgraduierten anzumerken, bei denen er gegen Laurel antreten würde. »Eine Million Stoßstangen in dieser Stadt beweisen, wozu ein gutes Substantiv imstande ist.«

Die Polemik über den berühmten Satz erfaßte die ganze Universität. Die Studenten veranstalteten sogar einen Wettbewerb mit dem Ziel, die »Wechselwirkungen zwischen Sprache und Wirklichkeit« zu durchleuchten. Man berechnete Blu-

mas Schritte auf dem Gehweg in Soho, den Vers, bis zu dem sie bei der Lektüre der Gedichte gekommen war und die Geschwindigkeit des Fahrzeugs; es gab erhitzte Debatten über die Semiotik des Londoner Verkehrs, über den kulturellen, urbanen und linguistischen Kontext in der Sekunde, als die Literatur und die Welt über dem Körper der guten Bluma zusammenbrachen. Obwohl ich von dieser Diskussion eher abgeschreckt war, fiel es mir zu, sie in der hispanistischen Abteilung zu vertreten, ihr Büro zu übernehmen und ihre Vorlesungen zu halten.

Eines Morgens erhielt ich ein an meine verstorbene Kollegin adressiertes Kuvert. Es war mit uruguayischen Briefmarken versehen und, hätte der Absender nicht gefehlt, dann wäre ich davon ausgegangen, daß sich darin eines jener Belegexemplare befand, die ihr häufig in der Hoffnung auf eine Besprechung in einer akademischen Zeitschrift von den Autoren zugesandt wurden. Bluma tat das nie, außer der Autor war so bekannt, daß sie irgendeinen Nutzen davon hatte. In der Regel bat sie mich, die Bücher ins Archiv der Bibliothek zu tragen, nicht ohne vorher den Vermerk »Lektüre unwahrscheinlich« auf den Buchdeckel zu schreiben und sie damit für alle Zeiten zu verdammen.

Es war tatsächlich ein Buch, aber keines von den erwarteten. Kaum hatte ich den Umschlag

geöffnet, überkam mich eine Ahnung. Ich ging zur Tür meines Büros, schloß sie und nahm das zerlesene alte Exemplar von Joseph Conrads Roman *Die Schattenlinie* noch einmal in Augenschein. Ich kannte die Doktorarbeit, die Bluma über Joseph Conrad vorbereitet hatte. Merkwürdig war nur, daß an Buchdeckel und -rücken eine schmutzige Kruste klebte. Die Blattkanten wiesen kleine Zementpartikel auf und hinterließen eine feine Staubschicht auf dem polierten Holz meines Schreibtischs.

Ich holte ein Taschentuch heraus und wischte erstaunt ein kleines Steinchen damit auf. Es war Portlandzement, ohne Zweifel. Mörtelreste, die sich mit einer ungeheuren Solidität ans Buch geheftet hatten, bevor offenbar ein beherzter Versuch unternommen worden war, sie zu entfernen.

Im Umschlag war kein Begleitschreiben, nur das verdreckte Buch, das ich nicht in der Hand halten mochte. Als ich mit spitzen Fingern den Deckel aufklappte, entdeckte ich eine Widmung von Bluma. Das war ihre Schrift in grüner Tinte, rund und gedrungen, wie alles an Bluma, und ich hatte keine Mühe, sie zu entziffern: »Für Carlos als Andenken an die verrückten Tage in Monterrey: Ein Roman, der mich von Flughafen zu Flughafen begleitet hat. Es tut mir leid, aber in meiner Seele wohnt eine Hexe und ich habe es sofort gewußt:

Egal was Du tust, Du wirst mich nie überraschen können. 8. Juni 1996.«

Ich kannte Blumas Wohnung, die Reformkost, die sie im Kühlschrank stehen hatte, den Geruch ihrer Laken, den Duft ihrer Unterwäsche. Wir, die beiden stellvertretenden Leiter der Abteilung und ein Student, der sich dieser Liste angehängt hatte, teilten das Bett mit ihr. Und wie die anderen wußte auch ich von ihrer Reise zu einem Kongreß nach Monterrey, wo sie offenbar eine dieser flüchtigen Romanzen gehabt hatte, wie Bluma sie sich gelegentlich genehmigte, um ihre Eitelkeit zu nähren, die sie vom Abschied ihrer Jugend ebenso bedroht sah, wie von dem ihrer beiden Ehemänner und von ihrem Traum, den Río Macondo mit einem Kanu hinunterzufahren – eine aus *Hundert Jahre Einsamkeit* übernommene Obsession. Aber wieso kehrte das Buch zwei Jahre später nach Cambridge zurück? Wo war es gewesen? Und was sollte Bluma in den Zementresten lesen?

Ich hatte die herrliche Ausgabe der irischen Märchen mit einem Vorwort von William Butler Yeats und den Originalillustrationen von James Torrance schon mal in der Hand, ebenso den unveröffentlichten privaten Briefwechsel des Marquis de Sade, und ich hatte auch mal Gelegenheit, für wenige Minuten Inkunabeln zu berühren, ihre Seiten umzublättern, ihr Gewicht zu prüfen – ein

einmaliges Privileg. Aber kein Buch hatte mich je so verwirrt wie dieses rustikale Exemplar, dessen feuchte, aufgequollene Seiten schon um ihrer selbst willen nach einer Lektüre verlangten.

Ich steckte es in den Umschlag zurück, legte es in meine Aktentasche und wischte mit der Sorgfalt eines Diebes den Staub vom Tisch.

Eine ganze Woche lang durchsuchte ich Blumas Akten nach einer dieser Teilnehmerlisten, wie sie üblicherweise auf Kritiker- und Autorenkongressen verteilt werden. In einem ockerfarbenen Ordner mit der Aufschrift: »Erinnerungen an Monterey« wurde ich fündig. Keiner der beiden Autoren, die aus Uruguay angereist waren, hieß Carlos, dennoch schrieb ich mir vorsorglich deren Anschriften und E-Mail-Adressen auf. Immer wieder sagte ich mir, ich sollte nicht in Blumas Privatangelegenheiten herumschnüffeln, und daß ein so außergewöhnliches und bis auf die Zementbotschaft, die nur sie hätte deuten können, unbrauchbares Buch umgehend an seinen Absender zurückgeschickt werden sollte.

Ich stellte das Buch in meinem Arbeitszimmer auf das Lesepult und gestehe, daß ich es mehrere Abende lang mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier betrachtete. Es lag wohl daran, daß Alices Staubsauger auch in den höchsten Fächern meiner Bibliothek kein Gramm Staub liegen ließ, ge-

schweige denn auf dem Teppich oder einem der Tische, jedenfalls störte das Buch das Gleichgewicht des Raumes wie ein Landstreicher ein Fest im Kaiserpalast. Die Ausgabe stammte von Emecé, Buenos Aires, und war im November des Jahres 1946 in Druck gegangen. Eine eingehende Untersuchung ergab, daß es in der Reihe *La puerta de marfil* von Borges und Bioy Casares erschienen war. Unter dem Kalk oder Zement war noch ganz schwach die Abbildung eines Schiffes mit so etwas wie ein paar Fischen zu erkennen, obwohl ich mir da nicht so sicher war.

In den nächsten Tagen legte Alice ein Flanneltuch unter das Leseputz, um zu verhindern, daß der abbröckelnde Schmutz das Glas verunreinigte und erneuerte es allmorgendlich mit jener stummen Diskretion, mit der sie sich vom ersten Arbeitstag an mein vollstes Vertrauen erworben hatte.

Die ersten Mails aus dem Staat Nuevo León brachten mir nichts Neues. Man schickte mir die Teilnehmerliste, die ich schon hatte, das Tagungsprogramm und einen Stadtplan. Aber einer der Autoren aus Uruguay wußte zu berichten, daß unter den Kongreßteilnehmern auch ein bibliophiler Landsmann gewesen sei, ein gewisser Carlos Brauer, den er nach einem Abendessen mit Bluma hatte fortgehen sehen, nachdem beide mit etli-

chen Tequilas intus ein paar unglaubliche Vallenatos aufs Tanzparkett gelegt hatten. »Bitte behandeln Sie diese Auskunft vertraulich«, setzte er hinzu, »da es sich um eine Indiskretion handelt.«

Ich stellte mir vor, wie sie in einer dieser heißen Nächte mit ungewissem Ausgang, wie sie für Mexiko typisch sind, in einem kolonialen Patio bei Kerzenschein tanzte, bemüht zu zeigen, daß sie vielleicht Gringa war, aber nicht steif, ernst, aber nicht blöd, adrett und trotzdem erotisch. Dann sah ich sie an der Hand eines Mannes – vielleicht glücklich? – über eine gepflasterte Straße schwan-ken, während ihre Schatten in dunkle Toreingänge flohen.

Der Schriftsteller ließ mich wissen, daß Brauer nach Rocha verzogen sei, ein kleines Departement am Atlantischen Ozean. Seitdem habe er nichts mehr von ihm gehört. Wenn ich ihm aber ein paar Tage Zeit ließe, wolle er gern einen Freund ausfindig machen, von dem ich Näheres erfahren könne.

Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit, so lange war ich schon in England. Alle drei Jahre flog ich zurück nach Buenos Aires, um meiner Mutter einen Besuch abzustatten, den Kontakt zu meinen Freunden aus vergangenen Tagen aufzufrischen und mich in der bunten Hauptstadt-Fauna mit der Sprache vom Río de la Plata berieseln zu lassen,

aber Uruguay war mir praktisch unbekannt. Ich kann mich dunkel an die Fahrt auf einem Dampfer erinnern, mit dem wir nachts nach Montevideo übersetzten, ich als Fünfjähriger auf den Armen meines Vaters; ein Freund hatte mich eingeladen, ein paar Tage mit ihm in Punta del Este zu verbringen. Aber Rocha kannte ich nicht. Ich hatte lediglich eine vage Ahnung, wo es lag.

Die südargentinischen Strände haben bei mir nie den Eindruck einer schmutzigen Windschutzscheibe an einem Regentag hinterlassen. Der ausdrucksstarke Himmel, der Sandsturm und der Wind zu Carlos Brauers Geschichte hinzugenommen, haben Rochas Küsten dagegen in meinem Gedächtnis mit einer Windschutzscheibe und mit einer grausamen Warnung gleichgesetzt, die jedesmal laut wird, wenn jemand meine Bibliothek lobt. Ich verschenke jedes Jahr mindestens fünfzig Bücher an meine Studenten und schaffe es trotzdem nicht, ein neues Bücherregal oder die nächste Doppelreihe zu vermeiden; schweigsam und unschuldig breiten sich die Bücher im ganzen Haus aus, und es gelingt mir nicht, sie aufzuhalten.

Ich habe mich schon oft gefragt, weshalb ich Bücher für einen eventuellen Gebrauch in ferner Zukunft aufhebe – von meinen heutigen Lese- strecken weitab gelegene Titel, die ich vielleicht nur einmal gelesen habe und in vielen Jahren kein

zweites Mal aufschlagen werde. Vielleicht nie. Aber, wie könnte ich mich beispielsweise vom *Ruf der Wildnis* trennen, ohne eine der wenigen Erinnerungen aus meiner Kindheit zu verlieren, oder von *Zorba*, mit dem ich die Tränen meiner Jugend verbinde, von *Die fünfundzwanzigste Stunde* und all den anderen, vor vielen Jahren in die obersten Schrankfächer abgeschobenen Bücher, die mir in schweigender Vollständigkeit die gegenseitig geschworene heilige Treue halten.

Häufig ist es schwerer, ein Buch loszuwerden, als es zu bekommen. Durch einen Pakt aus Bedürftigkeit und Vergessen sind sie an uns gebunden wie die Zeugen niemals wiederkehrender Augenblicke in unserem Leben. Solange sie da sind, können wir uns wenigstens einbilden, diese anzuhäufen. Ich kenne Leute, die jede Lektüre sorgfältig verbuchen, mit Tag, Monat und Jahr, sozusagen einen Kalender ihrer geistigen Erwerbungen führen. Andere schreiben ihren Namen auf die erste Seite und verleihen ein Buch erst, wenn sie den Empfänger mit Datum in ein Notizbuch eingetragen haben. Ich habe Bücher mit Stempeln wie in öffentlichen Bibliotheken gesehen und solche, in denen ein Kärtchen des Besitzers steckte. Niemand hat es gern, wenn ihm ein Buch abhanden kommt. Lieber verlegen wir einen Ring, eine Uhr oder unseren Schirm als ein Buch, das wir viel

leicht nicht mehr lesen werden, das aber mit dem vertrauten Klang seines Titels ein altes, vielleicht verlorengegangenes Gefühl in uns wachruft.

Tatsache ist, daß letztlich der Umfang einer Bibliothek zählt. Wie ein riesiges offenes Gehirn wird diese nämlich unter fadenscheinigen Entschuldigungen und falscher Bescheidenheit zur Schau gestellt. Ich kannte mal einen Professor für klassische Philologie, der die Zubereitung des Kaffees in seiner Küche absichtlich in die Länge zog, um dem Gast Gelegenheit zu geben, seine Bücherregale zu bewundern. Erst wenn das geschehen war, kehrte er befriedigt lächelnd mit dem Tablett ins Wohnzimmer zurück.

Wir Leser spionieren die Bücherschränke unserer Freunde aus und sei es zur Ablenkung. Weil wir ein Buch entdecken könnten, das wir lesen wollen und nicht besitzen, oder weil wir einfach wissen wollen, was das Tier, das wir vor der Nase haben, in sich hineingefressen hat. Wenn wir einen Kollegen allein im Wohnzimmer sitzen lassen, steht er bei unserer Rückkehr garantiert vor dem Bücherregal und schnuppert darin herum.

Doch es kommt der Moment, in dem unsere Bücher eine unsichtbare, durch ihre Menge definierte Grenze überschreiten. Was einst unser Stolz war, wird uns zur Last, denn die Platzfrage bleibt ein Problem. Auch ich zerbrach mir gerade den

Kopf darüber, wohin ich ein zusätzliches Bücherregal stellen könnte, als mir das benannte Exemplar der *Schattenlinie* in die Hände fiel, das mir seither als stetige Mahnung dient.

Die Examina lenkten meine Aufmerksamkeit von dem Buch ab. Es blieb auf dem Lesepult stehen, während ich mich um Blumas und meine Seminare kümmerte. Berge von Monographien und Hausarbeiten erdrückten jene Tage. Als endlich die Sommerferien anbrachen, beschloß ich, den Besuch bei meiner Mutter vorzuziehen und mich mit dem Vorhaben zu belohnen, das Buch zurückzugeben und dessen – mir noch unbekanntem – Absender von Blumas unglücklichem Ende zu unterrichten. Obwohl ich nicht leugnen will, daß ich auch durch eine gewisse Neugier auf sein Geheimnis getrieben wurde.

2

Eine Woche später kam ich in Buenos Aires an. Es war verglaster und moderner, meine Mutter und meine Freunde aber schienen kraftloser, als ob das Verkehrsgewirr, die Lichter und die Fernseher in den Cafés aus der Ermattung der Einwohner Kraft schöpften, um die Stadt mit dem nötigen Atem für ihr Wachstum zu versorgen.

Die Avenida Santa Fé hatte als Prachtstraße der Corrientes den Rang abgelaufen. Große vornehme Buchhandlungen, Megastores für Schallplatten, CDs und Bücher, große Konfiserien sowie Kino- und Theatersäle, vor deren Toren in langen Schlangen die Bettler standen, reihten sich jetzt dort aneinander.

Die Porteños genannten Einwohner von Buenos Aires liefen jetzt mit dem Mobiltelefon am Ohr durch die Straßen, steuerten ihre Autos mit dem Gerät an der Schulter, sprachen in Sammeltaxen und Supermärkten oder beim Fegen der Bürgersteige dort hinein, als hätte ein orales Fieber ihr Leben erfaßt.

An einem Nachmittag ging ich an den Hafen, um einen meiner gewohnten Spaziergänge zwischen

armdicken Tauen, alten Lagerhäusern aus rotem Backstein, Kränen, Schiffen, Matrosen und Möwen zu unternehmen, aus der Zeit, als ich noch in Buenos Aires lebte. Ich tat das bei jedem Besuch und empfand es wie ein Zurückblättern im Buch meiner Jugend, wo Antlitz und Rücken meiner Stadt in einer vergangenen Epoche steckengeblieben waren. Aber diesmal fand ich dort großartige Restaurants, Lofts, Cafeterias und Pfortner aus einer so vollkommen verwandelten, prahlerischen und unverschämt teuren Welt, daß ich mich angewidert davonmachte.

An diesem Nachmittag entdeckte ich in der U-Bahn ein Mädchen mit einem Akkordeon auf dem Schoß. Ihr trauriger Blick und die alten Kleider ließen mich im ersten Moment vermuten, daß sie anderen Obdachlosen aus den Provinzen Corrientes, Tucumán oder Misiones hierher gefolgt war. Offenbar bemerkte sie mein Interesse, denn, ohne die Augen von mir zu nehmen, stimmte sie auf dem Akkordeon eine Zigeunermelodie an, die meinen Spekulationen eine unerwartete Wendung gab. Sie beendete ihr Lied, als die U-Bahn an der nächsten Station hielt, und stieg aus. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte den Impuls ihr nachzugehen. In ihren Augen lag etwas Unglückliches, süß und gewaltig zugleich, ähnlich dem am Morgen im Hafen von mir vermißten Winkel. Aber die



Carlos María Domínguez

Das Papierhaus

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 96 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35116-5

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2006

Eine Literaturdozentin, die so in die Gedichte von Emily Dickinson vertieft ist, dass sie tödlich verunglückt, ihr argentinischer Kollege, der um die halbe Welt reist, um das Geheimnis eines rätselhaften Buches zu lösen, und ein Mann, der bereit ist, seine Liebe für Bücher in Stein zu fassen: drei Menschen, die ohne Bücher nicht sein können und deren Leben auf höchst seltsame Weise miteinander verknüpft werden.

 [Der Titel im Katalog](#)